



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die friesischen Uthlande in Schleswig.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Die friessischen Uthlande in Schleswig.

Zu den interessantesten Bewohnern der transalbingischen deutschen Grenzlande, auf die jetzt wieder einmal unsre Blicke fragend und hoffend gerichtet sind, gehört unstreitig das kleine Völkchen der Nordfriesen auf den Marschen und Inseln der Westküste von Schleswig. Sie sind interessant schon darum, weil sie einst die Matrosen und Steuermänner der Flotte bilden werden, als deren einstigen Kriegshafen unsre Hoffnung auf Norddeutschlands Zukunft uns die kieler Fährde erblicken läßt. Sie sind aber auch als die am nördlichsten wohnenden Deutschen von Interesse, und sie haben schon an sich mancherlei Eigenthümlichkeiten, die einen Blick auf ihr Land, ihre Geschichte und ihre Zustände verlohnen.

Ueber die von den Nordfriesen bewohnten Marschen haben unsre „Schleswig-Holsteinischen Briefe“ einiges mitgetheilt. Hier haben wir es nur mit den „Uthlanden“ d. h. mit den Inseln zu thun, und zwar folgt der Verfasser darin nächst seinen eignen Anschauungen vorzüglich der „Chronik der friessischen Uthlande von C. P. Hansen“ (Altona, 1836), deren Autor, Küster zu Keitum auf der Insel Sylt, zu den besten Kennern des Gegenstandes gehört, und in der genannten Schrift, freilich nicht in der besten Ordnung, eine große Masse werthvoller Details zusammengestellt hat.

Das alte Nordfriesland scheint nicht nur den ganzen Westen des heutigen Herzogthums Schleswig bis an das Land der Angeln eingenommen, sondern auch mehre Meilen weiter nach Westen hin gereicht zu haben, wo jetzt während der Flut die See wogt und während der Ebbe die traurige Sumpfwelt der Watten sich streckt. Es gab eine Zeit, in welcher die Gewässer Frieslands, einem allgemeinen Zuge im Meere, nämlich dem Eibstrome in der Nordsee folgend, in nordwestlicher Richtung sich in die See ergossen. Zwischen den Flüssen und Bächen lagen niedrige, meist sehr fruchtbare, durch Fluß oder Meer angeschwemmte Landstriche, theils Inseln, theils Halbinseln, die im äußersten Westen mit einer Kette von Sandsteinklippen endigten. Als jedoch der britische Kanal von den eindringenden Wellen des atlantischen Meeres durchbrochen wurde, entstand ein doppelter Flutstrom, einer, der durch den sogenannten Trichter zwischen Norwegen und Schottland, und einer, der durch den englischen Kanal eindrang, und den vereinten Kräften konnte die Westküste der cimbrischen Halbinsel auf die Dauer nicht widerstehen. Sturmfluten aus Südwest wiederholten sich und zerrissen das Land. Der abfließende oder Ebbstrom war jetzt, da der Hauptstrom der Flut aus Südwest kam, gleichfalls nach Südwest gerichtet. Es öffneten sich daher den Gewässern, sowol dem eindringenden Meere, als den herausdringenden Bächen und Flüssen vorzugsweise südwestliche Wasserthore (Tusen oder Seegaaten) und das Land wurde

auf diese Weise noch weit mehr von Gewässern durchkreuzt und in Inseln zerschnitten. So entstanden die Dreilande (das jezige Eiderstedt) Nordstrand, Föhr und Sylt, und so öffneten sich die Seegaaten zwischen den letztgenannten Inseln: die sogenannte Vortrepptiefe, die Schmalteiefe und die Hwer. Diese durch Flüsse, Bäche und Meerströme voneinander gerissenen, in eine große Anzahl von Inseln und Inselchen geschiedenen Theile des ehemaligen Festlands erhielten jetzt den Namen der friesischen Uthlande (Außenlande). Unter dessen hatte das Meer, nachdem es den Klippengürtel im äußersten Westen zersprengt und theilweise weggespült, so wie einen großen Theil der alten Marsch verschlungen, mit den eroberten Landstrichen einen eigenthümlichen Scheidungsproceß und einen ebenso interessanten Neubau begonnen. Es schied die dürrn Sandtheile des zersörten Landes von den fetten, fruchtbaren Thontheilen, baute sich aus ersteren selbst eine neue Grenze in einem fast ohne Unterbrechung an der ganzen Westküste sich hinziehenden Dünenwall, und trug die Thonmassen in die ruhigern Buchten und Meeresarme hinein, so daß dieselben allmältig ausgefüllt wurden und eine neue, die jezige Festlandsmarsch entstand, welche in der Folge von den Einwohnern sorgfältig bedeckt und durch Dämme mit mehren der Inseln verbunden wurde.

Auf diese Weise schieden sich im 15. Jahrhunderte die friesischen Uthlande in Festland und Inselland, auf welches letztere von jetzt ab der Name Uthlande allein angewendet wurde.

Ehe die bezeichneten Trennungen vor sich gingen, vom 5. bis zum Anfange des 9. Jahrhunderts waren die Bewohner dieses Striches von marschigen Inseln ein Volk, welches seine eignen Fürsten hatte und unter diesen wesentlich zur Eroberung Englands durch die Angelsachsen beitrug. Als sie aber um das Jahr 800 von den dänischen Königen besiegt und denselben zinspflichtig geworden waren, nahmen sie an den Seezügen der Dänen nach England und Frankreich starken Antheil. Das Christenthum, welches im 11. Jahrhundert bei ihnen eingeführt wurde, aber erst im 12. festen Fuß zu fassen begann, machte diesen Raubzügen ein Ende, und nun erst dachte man mehr an den Ackerbau und an die Sicherung desselben durch Deiche. Wie alle Friesen war auch dieser Zweig des Volkes von einem lebhaften Unabhängigkeitsgefühl beseelt, und es bedurfte mehr als zwei Jahrhunderte, die Bewohner der Uthlande, die bis gegen das Jahr 1170 thatsächlich eine Anzahl kleiner, den dänischen Königen oder den schleswigschen Herzögen steuerpflichtiger Bauernrepubliken bildeten, in wirkliche Unterthanen zu verwandeln. Die Adels herrschaft und die Leibeigenschaft haben sie sich dagegen zu allen Zeiten ferngehalten. Im 13. Jahrhundert kämpften sie mit Glück gegen König Abel den Brudermörder, den sie in der großen Schlacht auf dem Königskamp schlugen und tödteten. Im 14. dagegen wurden sie schwer

heimgesucht. Grauenvolle Ueberschwemmungen und pestartige Krankheiten rafften viele Tausende von ihnen hinweg, und der Rest wurde von dänischen und schleswigischen Rittern, welche unter ihnen Zwingburgen anlegten und das Volk zu knechten suchten, hart geplagt. Auch erfuhren die Friesen von dem mächtigen dänischen Könige Waldemar Allerday wiederholte grausame Züchtigung. Im 15. Jahrhundert ermannte sich das Volk wiederum, stritt, unterstützt von den Holsteinern, mit Muth und Erfolg gegen die Dänen und die ihnen aufgedrungenen Bögte, die sie vertrieben oder erschlugen, mußten sich aber doch schließlich den Umständen fügen und Unterthanen der Fürsten aus oldenburgischem Stamme werden. Im 16. Jahrhundert finden wir die Nordfriesen willig zur Annahme der Reformation, fleißig Deiche bauend, wiederholt von Sturmfluten überfallen und viel leidend von der Habsucht ihrer damaligen gottorfischen Fürsten. Im 16. Jahrhundert wurden sie von dem dreißigjährigen Kriege berührt und von einer der schrecklichsten Sturmfluten überfallen, die ihre Geschichte kennt. Als durch diese Flut die größte und fruchtbarste der noch übriggebliebenen Inseln, Nordstrand, vollständig zertrümmert und der Rest der Bevölkerung derselben von Herzog Friedrich III. aus der Heimath vertrieben wurde, um holländischen Ansiedlern Platz zu machen, schieden sich die Nordfriesen bestimmter in Ackerbau und Viehzucht treibende Festlandsfriesen (Festwallinger) und von Fischfang und Seefahrt lebende Inselfriesen (Selinger). Nur die Bewohner der Insel Pellworm, so wie die der meisten Halligen, blieben Bauern.

Die Festlandsfriesen haben in den letzten beiden Jahrhunderten große Fortschritte in der Viehzucht und Ackerkultur gemacht und Seebeiche aufgeführt, welche im Vergleich mit der geringen Zahl des Volkes Bewunderung verdienen. Nicht minder aber haben ihre Stammgenossen auf den Inseln sich als Walfischfänger und Schiffer hervorgethan. Auch haben letztere die Eigenthümlichkeiten des Volks in Sitte und Sprache im Allgemeinen strenger bewahrt als jene.

Der Inselfrieze ist ein echter, kerniger, zuverlässiger und sittenreiner Sohn des Meeres. Er ist durch viel Trübsal, Kampf und Mühe hindurchgegangen und hat sich dabei nicht bloß Erfahrungen, sondern auch tüchtige theoretische Kenntnisse seines Berufs erworben. Namentlich sind gute Mathematiker häufig, und mehre selbstgebildete Navigationslehrer erwarben sich hier einen weitverbreiteten Ruf. Als glücklicher Walfischfänger galt der Inselfrieze besonders im 17. Jahrhundert, und zwar fuhr er in dieser Zeit meist für Hamburger und Holländer. Als erfahrener Handelschiffer und Navigator wurde er vorzüglich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gerühmt. Die Knaben von Sylt, Föhr und Amrun gingen damals, sobald sie die Abschule hinter sich hatten, als Schiffsjungen zur See, hatten oft ehe der erste Flaum auf

den Wangen keimte, alle fünf Welttheile besucht, wurden erst leichte, dann schwere Matrosen, wurden, wenn es ihnen glückte, Steuermann, und endlich Capitän, in welcher Eigenschaft sie so lange zwischen Hamburg oder Rotterdam und Spitzbergen fuhren, so lange die Linie kreuzten und so lange Walfische harpunirten und Robben schlugen, bis so viel herausgeschlagen war, daß man sich mit der Braut oder Frau, welche man inzwischen gewonnen, ein kleines Gut auf der heimatlichen Insel kaufen und dort in Behaglichkeit dem Grabe entgegenreisen konnte, welches uns Klopstock so schön geschildert hat.

In welcher Ausdehnung die Inselriesen sich der Seefahrt widmeten, zeigt eine Stelle bei Hansen, wo es heißt, daß gegen das Jahr 1760 von den 5400 Bewohnern der Insel Föhr nicht weniger als 1415 Seeleute waren, von denen es 64 zum Capitän und 229 zum Steuermann gebracht hatten. 1780 gab es dort sogar über 1500 Personen, welche das Seeleben zu ihrem Beruf gewählt. Sylt hatte damals zwar nur etwa 600 Seeleute, darunter jedoch 104 Capitäne und 164 Steuermänner, und zwei Jahre später sollen daselbst sogar 150 Schiffscapitäne gewesen sein — eine erstaunliche Zahl, wenn man bedenkt, daß die Insel nur von 2700 Menschen bewohnt ist.

Wie aber der Ruf der Inselriesen als kühner und geschickter Seefahrer hauptsächlich seit 1720 stieg, nahm ihr Ruhm als freiheits- und heimatstliebender Männer ab. Die weiten Seereisen verbreiteten einen kosmopolitischen Ton über die Inseln. Das Schiff wurde dem friesischen Manne die Heimath. Er redete bald friesisch, bald hochdeutsch, bald englisch, bald holländisch, und das Vaterland war ihm nur noch als Familiensammelplatz und als passender Zufluchtsort für das Alter von Werth. Viele dieser Nimrode des Walfischmeeres erreichten indeß diesen Wunsch nach Ruhe in der Heimath nicht, sondern starben in ihrem Berufe auf der See, indem sie Schiffbruch litten oder den Krankheiten der tropischen Welt erlagen, und man rechnet, daß allein die Insel Sylt im 18. Jahrhundert gegen 1300 ihrer tüchtigsten Bewohner auf diese Weise verloren hat. Die wenigen aber, denen es vergönnt war, ihre letzten Tage in Frieden daheim zu beschließen, waren in der Regel dort sehr ruhig, zu ruhig, als daß sie noch als Landwirthe, tüchtige Gemeindebeamte u. s. w. hätten wirken und gleich ihren Vorfahren energisch für die Rechte und Freiheiten des Landes hätten thätig sein mögen, und so ging ein großer Theil dieser Rechte grade im achtzehnten Jahrhundert verloren. Es fehlte ihnen in der Regel an Gemein Sinn, so daß sich bei aller Ehrliche, bei großer Wohlthätigkeit, bei einem beträchtlichen durchschnittlichen Reichthum und bei manchen guten Kenntnissen in den letzten hundert Jahren nur selten mehre Inselriesen zu einem gemeinnützigen Werke vereinigen und sehr wenige wirklich nützliche Anstalten durch das Zusammenwirken der Bevölkerung zu Stande kamen.

Auf Sylt konnte seit 1634 keine Bedeichung der dortigen Marsch oder eine Abschrägung der jährlich durch das Meer abbrechenden Uferstrecken erreicht werden, weil nur die sich dafür interessirten, denen dadurch unmittelbarer Schaden erwuchs. Ferner gibt es dort bis heute weder genügende Anstalten zur Bergung von Schiffbrüchigen, noch zur Rettung des Viehes, welches auf der Weide nicht selten von der Flut ereilt wird. Ja bis zum Jahre 1835 besaß die Insel nicht einmal eine Feuerspritze. Auf Föhr, dem Mittelpunkte des jetzigen friesischen Archipels, gibt es noch jetzt weder eine Buchhandlung noch eine Buchdruckerei, noch eine nennenswerthe öffentliche Bibliothek, wiewol unter den Einwohnern nicht wenige sind, die auf Bildung Anspruch machen.

Dagegen hat in den letzten hundert Jahren der Wohlstand wesentlich zugenommen. Die Bedürfnisse des Luxus haben sich geltend gemacht. Die Dörfer haben sich ungemein verschönert. Und was erfreulicher ist, auch die Begriffe von Anstand und Sittsamkeit haben sich namentlich auf den von Seefahrern bewohnten Inseln bedeutend denen der Zeit genähert, Schlägereien, nächtliche Streifzüge nach Mädchen, Wirthshausbesuche, Strandräubereien u. s. w. sind selten geworden, und man befließt sich im Allgemeinen eines ruhigen und gesitteten Lebens. Die wenigen stets zu Hause bleibenden männlichen Bewohner der Inseln waren im vorigen Jahrhundert in der Regel körperlich oder geistig vernachlässigte Menschen, die sich als Tagelöhner, Handwerker, Wattleläufer, Fischer oder Krämer nährten und auf die materiellen und geistigen Zustände des Volkes nur einen geringen und zwar gewöhnlich einen nachtheiligen Einfluß ausübten. Dasselbe gilt von den jütischen Ansiedlern, die seit 1770 häufig als Tagelöhner einwanderten und dann meist dablieben. Sie sind im Allgemeinen sehr verachtet von den Friesen. Ein Betrunkener wird ein jütischer Kerl genannt, schlechter Tabak und schlechter Branntwein heißt jütischer. Schmutzig wie ein Süte ist eine oft gehörte Redensart. Selbst die Kinder singen ein Spottlied von ihrer Liebhaberei für Ferkel, deren der Gegenstand des Liedchens, ein jütischer Freier, nicht weniger als sieben in seinem Holzschuh beherbergt. Sie trugen zur Förderung des Wohlstands auf den Inseln wenig, zur Hebung der Sittlichkeit und Bildung nichts bei, beförderten den Gebrauch des Schnapses und Theepunsches, waren meist sehr unreinlich, galten indeß als friedliche, genügsame und arbeitsame Burische, die sehr oft friesische Sitte und Sprache annahmen und mancher alten Jungfer in den heiligen Ehestand verhalfen.

„Das inselfriesische Weib,“ sagt Hansen, „ist in der Regel eine würdige Gefährtin des stolzen und tüchtigen friesischen Seefahrers. Ich will nicht hervorheben die Schönheit, die frische Farbe, das große blaue Auge, das blonde Haar der Friesinnen, noch die hohe Gestalt der Sylterinnen oder den feinen Teint der Föhringerinnen besonders erwähnen; aber ihre Arbeitsamkeit und

Sparfamkeit, ihre Stittsamkeit und Treue, ihren Muth und religiösen Sinn, ihr Streben, alte ehrwürdige Sitten und Traditionen, so wie die von den Männern erworbenen Güter zu bewahren und auf die Kinder zu vererben, muß ich rühmen. Alle häusliche Arbeiten wie Kochen, Waschen, Backen und Brauen, die Kindererziehung, die Viehzucht, die meisten landwirthschaftlichen Arbeiten wie Graben, Pflügen, Säen, Eggen, Haidehacken, Feuerung sammeln, Grassmähen, Harken, Kornschneiden, Heimholen der Ernte, Korndreschen, ferner die Schaffsur, das Wollekragen, Spinnen, Stricken, Weben und Nähen, kurz alle diese und noch manche andere Arbeiten, die bei der Küstenfischerei vorkommen, waren und sind noch jetzt zum größten Theile den inselfriesischen Frauen überlassen. Man fand sie daher fast niemals müßig, oft mit der größten Ausdauer und Anstrengung die schwersten Arbeiten verrichtend. Daß die Friesinnen aber wegen mangelhafter Erziehung und weil viele derselben nie ihre Inselfcholle verlassen, nicht selten kurzsichtig und engherzig, so wie, weil ihnen während der Abwesenheit der Männer das häusliche Regiment überlassen werden muß, auch sehr oft herrschsüchtig erscheinen, darf ich ebenfalls nicht verschweigen.“

Die Tracht der Frauen war bis zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts sehr bunt. Hauptbestandtheile waren: Der Schiest, ein Pelz aus Schafsfellen, oder statt dessen im Sommer der weißwollene Smock, eine Art Rock; ferner der Kortel, ein vielfaltiges rothes oder buntfarbiges, auch wol an der Brust mit goldnen oder silbernen Zierrathen, Münzen und Medaillen geschmücktes kurzes Unterkleid; der Bealt, ein rother oder aus Messingschuppen zusammengesetzter Gürtel; die Pei, ein wollner Unterrock; das Bosuntje, ein leinener Ueberwurf; die Boren, leinene Schürzen, der Kragesmock, ein leinenes Nieder, ein weißes Kopfstuch, Hauddok genannt, und der Huitf, eine Art Krone von schwarzem Sammet mit kostbaren Zierrathen, die nur bei feierlichen Gelegenheiten getragen wurde.

Die jetzige Frauentracht ist auf Sylt bis auf das Hauddok die der Mode. Auf Föhr dagegen könnte sie fast zu dem Glauben verleiten, es sei ein Schiff mit türkischen Damen hierher verschlagen worden. Einige tragen schwarze Hüte, deren Hintertheil im Winde flattert. Die echte Föhringerin aber setzt auf den Kopf eine hellrothe, enganschließende Kappe, bindet darüber in der Form eines Turbans ein dickes schwarzes Tuch, dessen Zipfel wie Hörner oder Ohren emporstehen und umhüllt Kinn, Mund und Wangen mit einem zweiten schwarzen Tuche, so daß wie bei den Oualtsken des Orients nur die Augen und der obere Theil der Nase hervorblicken. Nur die Verheiratheten tragen die rothe Kappe, Wittwen eine schwarze, Mädchen das bloße Haar, die Verhüllung aber ist bei allen dieselbe. Denke man sich dazu ein drittes schwarzes Tuch um Brust und Hals geschlungen, eine schwarze oder dunkel-

blaue Jacke, einen dunkelblauen oder dunkelgrauen Rock mit einem lichtblauen oder lichtgrünen Saum von Handbreite, erinnere man sich des Abstandes zwischen diesen düstern und jenen einst beliebten hellen Farben und erlaube man dazu die Bemerkung, daß die Mehrzahl der Frauen, denen der Reisende begegnet, entweder, die Zügel in der Hand, Korn zu Markte fährt, oder hinter dem Fluge geht oder mit der Sense im Felde beschäftigt ist, so wird man es nicht als übertriebene Einfalt bezeichnen, wenn ein Reisegefährte sich in unserm Beisein aufbinden ließ, diese dunkel verummumten Gestalten seien ohne Ausnahme trauernde Wittwen, und es gäbe überhaupt keine verheirathete Frau mehr auf Föhr, da sämmtliche erwachsene Männer der Insel bei den großen Novemberstürmen des vorigen Jahres als Seeleute den Tod gefunden hätten.

Das größte Stück von den Resten der nordfriesischen Uthlande ist Sylt, die nördlichste der Inseln. Es ist ziemlich 5 Meilen lang und  $\frac{1}{8}$  bis  $1\frac{1}{2}$  Meilen breit, besteht zu zwei Dritteln aus Haide und Sanddünen, nur zu einem Drittel aus Acker, Wiese und Weide und gehört mit seiner nördlichen Ecke, dem sogenannten Listlande, zu Jütland, sonst aber zu Schleswig. Das Mittelstück ist hohes Geestland, die Ostseite zum großen Theile fruchtbare Marsch, die Südecke dagegen ist das öde, dünenreiche Hörnum, an das sich zahllose Gespenstersagen knüpfen. Dörfer hat die Insel funfzehn, Kirchen drei. Die Dünen liefern circa vierzigtausend Stück Mövenerer, die Vogelkoye durchschnittlich zweiundzwanzigtausend Krükenten jährlich. In der Nähe sind gegen zwanzig Austerbänke, die landesherrliches Regal sind, und auf denen man im Jahr ungefähr eine Million dieser wohlschmeckenden Schalthiere fischt. Bewohner hatte Sylt 1850 ziemlich zweitausend achthundert, von denen sich die Männer zu den Frauen wie zwölf zu funfzehn verhielten, und unter welchen etwa dreihundert Seefahrer waren. Haupteinfuhrartikel ist Kaffee; es werden dort jährlich gegen vierzigtausend Pfund verbraucht, was auf den Kopf gegen vierzehn Pfund gibt.

Die Insel Föhr,  $1\frac{1}{2}$  Meile lang und 1 Meile breit, ist mehr abgerundet, fruchtbarer und besser angebaut als Sylt. Sie liegt 2 Meilen südöstlich von letzterem, und gehört ebenfalls ihrer größern Hälfte nach zu Schleswig. Ein bedeutender Theil der Insel ist mit Deichen umgeben, die ganze Nordosthälfte besteht aus gutem Marschlande. Einwohner hat Föhr circa funftausend vierhundert, darunter gegen siebenhundert Seefahrer d. h. nicht halb so viele mehr als vor siebzig Jahren. Dörfer befinden sich sechzehn auf der Insel, Kirchen drei. Sodann hat dieselbe einen Flecken, Wyk, der einen guten Hafen (auf der Westküste eine Seltenheit) und seit 1819 die bekannte, jetzt etwas herabgekommene Seebadanstalt besitzt. Vogelkoyen gibt es hier drei, und es werden jährlich an sechzigtausend Enten ausgeführt.

Amrum ist ein südwestlich von Föhr liegendes mageres, dünenreiches Ei-

land mit drei Dörfern und circa sechshundert Einwohnern. Es gehört zu Jütland, und die hier einheimischen Männer sind fast ohne Ausnahme Seefahrer, Fischer und Austerfänger. Die Bewohner Pellworms dagegen sind sämmtlich Bauern. Diese Insel, etwa eine Meile lang und ebenso breit, ist der beste Rest des alten Nordstrandes, sehr fruchtbar, fast ganz eingedeicht, aber schwer gegen Sturmfluten zu schützen. Die Einwohner, zweitausend an der Zahl, wohnen nicht in Dörfern, sondern in einzelnen Gehöften, die auf sogenannten Wurten d. h. künstlichen Erdhügeln stehen. Sie betreiben mit Erfolg die Rindvieh- und Schafzucht und führen viel Weizen, Raps und Hafer aus. Aehnlich sind die Verhältnisse auf dem heutigen Nordstrand, welches etwa ebenso groß wie Pellworm und seit 1653 von Niederländern bewohnt ist, welche indes, so wie die Einwohner von Pellworm, plattdeutsch sprechen. Helgoland, bekanntlich ebenfalls von Friesen bevölkert, bedarf keiner nähern Erwähnung.

Die oft genannten Halligen endlich sind kleine grüne, unbedeckte, nur einige Fuß über die große Wattenwüste, welche Pellworm umgibt, hervorragende Inselreste der einst von mehr als zwölftausend Menschen bewohnten, 1634 größtentheils von der See verschlungenen Insel Nordstrand. Sie leiden fast jedes Jahr von Ueberschwemmungen und werden durch das Ragen der Meereswellen und Strömungen immer kleiner. Ihre Zahl beträgt jetzt funfzehn, und es wohnen auf ihnen etwas über sechshundert Menschen, deren Häuser auf hohen Werften wie Klippen im Meere liegen. Sie treiben Viehzucht und nähren sich außerdem von Wattenschiffahrt und Krabbenfang. Einige der Halligen sind nur von einer Familie, einige gar nicht bewohnt. Die größten sind Langeneß, Hooge, Nordmarsch und Dland.

So klein das Volk der Nordfriesen ist, so zahlreich sind die Verschiedenheiten, welche es trennen. Die Sprache, an sich selbst ein deutscher Dialekt, zerfällt in ebenso viele Unterdialekte, als es im Westen Inseln und im Osten auf dem Festlande Harden und Rööge gibt, und diese Mundarten weichen so wesentlich voneinander ab, daß man, als in den vierziger Jahren friesische Specialpatrioten eine Art Verbrüderungsfest veranstalteten, genöthigt war, sich bei den für alle bestimmten Reden des Hochdeutschen zu bedienen, auf welches einige von den Querköpfen unter jenen Patrioten kurz vorher mit vollem Munde geschimpft hatten.

Und ebenso verschieden soll früher der Charakter der Bewohner auf den einzelnen Inseln gewesen sein. Man hielt die Leute auf den Halligen vor der Zeit, wo die Cultur auch hier die Unterschiede abzuschleifen begann, also etwa zu Anfang dieses Jahrhunderts, im Allgemeinen für die frömmsten, stillsten, einfachsten und schwermüthigsten der Inselfriesen. Die Föhringer galten für die Gebildetsten des Volkes, für besonders gute Mathematiker, zugleich aber für Leute, die an alten Sitten und Gewohnheiten am zähesten festhielten, gern

ein Langes und ein Breites über Kleinigkeiten sprachen und gern auf ihrem Kopfe bestanden. Die Sylter wurden allgemein als die ernstesten, aufrichtigsten, sparsamsten und wohlhabendsten Friesen, als vorzüglich tüchtige Matrosen und als besonders zuverlässige Capitäne angesehen, weshalb denn auch seit 1770 gewöhnlich die größere Hälfte der Seefahrer dieser Insel als Schiffsoffiziere d. h. als Capitäne oder Steuermänner großer Handelsschiffe zu fahren pflegten. Die Helgolander und Amrumer waren starke, abgehärtete und entschlossene Menschen, als Lootsen und Berger außerordentlich klug, aber auch oft sehr habgierig und darum als Stranddiebe berüchtigt. Die Pellwormer waren Bauern, damals ärmer, weniger gesittet und gebildet als die Föhringer und Sylter, gleich den Mohringern und Wiedingern (auf dem Festlande) tüchtige Landwirthe und Deicharbeiter, aber auch gleich diesen übel berufen wegen ihrer Streitsucht und ihrer Liebe zum Trunk. Die Bewohner Nordstrands hatten sich allmählig den Friesen in Sitten und Gebräuchen etwas genähert. Die Eiderstedter endlich galten als die stolzesten Glieder des Friesenstammes und wollten nicht mehr Friesen heißen.

In dieser Zeit gab es noch viel Aberglauben in den Uthlanden, und manche Sitte des Heidenthums wurde, wenn auch nicht mehr mit dem Bewußtsein über ihre ursprüngliche Bedeutung, namentlich auf Sylt und Föhr noch geübt. Nach der Bekehrung war noch lange Jahre, vielleicht noch einige Jahrhunderte, vieles von der alten Religion im Gebrauch.

„Der Inselfrieße aus dieser Zeit,“ sagte Hansen, „war bald Bauer, bald Schiffer, daheim Christ, auf der See Heide, hier zahm und ehrlich, dort wild und räuberisch — je nach den Umständen. Selbst daheim unterschied man ein ehrbares christliches Leben am Tage und ein tolles heidnisches Leben in der Nacht. (Beiläufig ganz so wie im innern Deutschland, wie die Herentänze auf dem Blocksberg, die Wehrwölfe, die Osterfeuer und Johannistänze zeigen.) Es entstand das Sprichwort: Die Nacht ist unsere eigne, und man trieb nach Sonnenuntergang das alte heidnische Wesen noch lange nach Einführung des Christenthums wie früher, brachte den Götzen Opfer, feierte heidnische Tänze und Mahlzeiten, und namentlich dauerte der nächtliche Wodadienst (Weda gleich dem niedersächsischen Wodan) auf den heiligen Hügeln zur Zeit der Abreise der friesischen Seefahrer im Frühjahr (am Petritage, den 22. Februar) noch viele Jahrhunderte — in der That noch bis vor wenigen Jahren in deutlichen Nachklängen fort. Im Herbst (der Verfasser spricht hier von den Zuständen im vorigen Jahrhundert) nach der Heimkehr der Seefahrer schien es, als ob die sonst so stillen Dörfer Frieslands plötzlich belebt würden, sobald die Nacht anbrach. Aus allen Winkeln kamen dunkle Gestalten hervor. Die Jugend begann ihre geräuschvollen Spiele auf der Straße. Die Halbjunkengänger traten ihre Freierfahrten (nach der Kammer ihrer Liebsten) an.

Die Männer gingen in den Krug, die Weiber machten einander Klatsch- und Strickvisiten, und die Phantasie bevölkerte überdies, sobald die Nacht kam, Luft und Meer, Dünen und Watten, Sümpfe und Heiden mit lichischeuen Wesen aller Art.

In diesem Getümmel der langen Herbst- und Winterabende unsrer Gegenden spielten die friesischen Halsjüngengänger eine Hauptrolle. Sie machten nicht bloß ihren Mädchen ihre abendlichen Freiervisiten, stellten nächtlicherweile allwöchentlich Tänze an, wobei es lustig herging, sondern trieben auch allerlei Muthwillen, verkleideten sich, lauerten einander auf und neckten einander. Nicht selten beendigte eine großartige Schlägerei diese nächtlichen Scenen oder irgend ein vermeintlich geschehener Spuk verscheuchte die Nachtläufer und trieb sie zur Ruhe; denn die jungen friesischen Seefahrer waren ebenso abergläubisch wie muthwillig und verklebt und wähten immer von Hexen, Zwergen und Gespenstern umringt und verfolgt zu werden. Hier wäre nach den Erzählungen alter Leute ein solcher Halsjüngengänger von weißen Jungfrauen gelockt oder am Arme herumgeführt, dort einer von schönen Meerfrauen getäuscht worden. Dieser hätte sich von dem Voghtermann, jener von dem wilden Feuer oder dem Braderuper Lichte irreführen lassen, und ein Dritter schwur, von irgend einem Puf oder Klabaubermann auf seinen nächtlichen Wanderungen gestört worden zu sein.

Bald wähte einer die Dörfer und Wälder der versunkenen Inseln im Meere wiedergefunden zu haben, bald einem vorspukenden Leichenzuge auf den Halligen oder einem ertrunkenen, als Gonger wiederkehrenden Landsmanne begegnet zu sein, bald die Dennerbänkissen (Erdwichtel) auf den Hügeln Amrums im Mondenschein tanzen gesehen zu haben. Hier meinte einer von den donsumer Hexen verfolgt zu werden, dort einer vor den hörnummer Dünengespenstern fliehen oder dem kopflosen Zückermarschmann ausweichen zu müssen. Dieser wollte den Reigen der friesischen Hexen auf den Grabhügeln der sylter Haide gesehen, jener den Gesang oder das Schmieden der Dennererksen (Unterirdischen) im Morsumkliff gehört haben, u. s. w.

Kurz die Sagen von den nächtlichen Abenteuern, so wie von dem Wesen oder Unwesen der altfriesischen Seefahrer in ihrer stürm- und nebelreichen Heimath während der Wintermonate erhalten gewöhnlich einen wilden heidnischen Anstrich, ja nicht selten einen höchst ernsten Schluß, sind aber im Allgemeinen nicht weniger interessant als die Erzählungen von den Seefahrten dieser Söhne des Meeres und der Nacht.“ —

Hansen theilt nach bisher nicht veröffentlichten Documenten mehre Lebensbeschreibungen solcher Seeleute mit, von denen namentlich die des späteren Admirals de Bombell und die von Hart Dluß, so wie die des Capitäns Maenis de Jung sehr interessant sind. Wir müssen uns beschränken, die der beiden ersten mit einiger Abkürzung zu geben.

Als Stenbock mit seinen Schweden im Jahre 1713 die friesische Marsch heimsuchte, dienten auf dem Hofe Bombüll in der Wiedingharde ein friesischer Jüngling, Namens Niß Ipsen, und Grete, seine Braut. Ein schwedischer Offizier, der nach dem Gute kam, verliebte sich in das hübsche Mädchen und begann ihrer Ehre nachzuzustellen. Eines Tages ertappte der eiferfüchtige Niß den Herrn Offizier, wie er in die Kammer seiner Braut gedrungen war, und rasch entschlossen sprang er durch das Fenster hinein und erstach den niederlichen Schweden, worauf er aus der Gegend flüchtete. Er eilte nach Hamburg und, als er auch dort sich nicht sicher glaubte, nach Amsterdam. Hier angekommen, entging er mit Noth den Schlingen der Seelenverkäufer, die damals dort so manchen unerfahrenen Fremdling kaperten, der ohne sein Wissen und Wollen alsdann auf sieben lange Jahre oder vielleicht auf immer nach Ostindien gesendet wurde, um dort für die niederländische Regierung Kriegsdienste zu leisten. Es ist viel gerühmt worden von den Thaten der Holländer zu jener Zeit, aber was sie leisteten, wurde zum großen Theil durch Deutsche und namentlich durch Friesen gethan, die selten einen angemessenen Lohn erhielten. Niß Ipsen bildete indeß eine Ausnahme von der Regel. Er machte erst auf einem Kauffahrer mehre Reisen nach Ostindien, erwarb sich schnell Kenntnisse vom Seewesen und Achtung bei seinen Vorgesetzten, stieg von Stufe zu Stufe und wurde Schiffscapitän. Endlich trat er als Capitänlieutenant in die Dienste der Generalstaaten. Hier zeichnete er sich in mehren Gefechten aus, erschlug mit eigener Hand den berühmten Seeräuber Morgan und wurde schließlich zum Lohne für seine Thaten von der niederländischen Regierung zum Admiral ernannt und mit Reichthümern überhäuft. Als Admiral nannte er sich nach seinem Heimathsdorfe Niß de Bombell. Er schrieb jetzt an seine trauernde, dahingelassene, ihm noch immer treugebliebene Braut folgenden Brief:

„Aan myn Greethje.

As du nog van der Gesynning bist, t' welk du weirst, do ick mit dy daglick op Bombell dende, so kam to my na der Haag un war myn Frow. Ick bin tegenwordig Hollandische Admiral.

Nis de Bombell,  
vormalen Nis Ipsen, dyn getruwe Brydigam.“

Die Braut kam, und der Admiral und die friessche Magd wurden ein glückliches Paar.

Nicht weniger interessant ist die zweite Geschichte, die ebenfalls in dieser Zeit spielt und durch ihre Abenteuerlichkeit Gegenstand der Drehorgelpoesie geworden, empfindsamen Reisenden aber noch nicht abenteuerlich genug gewesen ist, so daß sie ihren Schluß ins Sentimentale übersetzen zu müssen geglaubt haben. Sie lautet in der verbürgten Version folgendermaßen:

In der Nähe der Scillyinseln wurde am 10. März 1724 ein von der Elbe kommendes Schiff, worauf sich vier Amrumer, Hart Dlusß, Richard Flor, Jens Nickelsen und Hart Nickelsen befanden, von einem türkischen Seeräuberschiff überwältigt und dann nach Algier geführt. Hart Dlusß war damals sechzehn Jahr alt. In Algier angekommen, wurde er gleich seinen Leidensgefährten auf dem Markte für ungefähr tausend Mark lübisch verkauft. Nachdem er mehre Herrn gehabt, von denen ihn jeder wieder mit Vortheil an einen andern überlassen hatte, wurde er dem Bei von Konstantine, Namens Assin, für 450 Stück von Achten überlassen. Drittehalb Jahre lang diente er diesem als gemeiner Lakai. Da er sich in dieser Zeit die Gunst des Bei erworben, der ein habgieriger und kriegerischer alter Mann war, so erhielt er das Amt eines Gasnadi oder Oberassirers, welches er vier Jahr bekleidete und als solcher, freilich noch immer unfrei, einen jährlichen Lohn von 1700 Stück von Achten erhielt. Er hatte zwei Schreiber und zwanzig Bediente unter sich. Außerdem wurde ihm das Commando von 500 Reitern übertragen. Bei Gelegenheit eines Krieges mit einem andern afrikanischen Fürsten, dem Boesfaje von Theßis, zeichnete sich Hart Dlusß mehrfach aus, und es wurde ihm insolge dessen die gesammte Reiterei des Bei anvertraut. Am Ende ließ er sich jedoch mit dieser Heeresmacht in einen feindlichen Hinterhalt locken, die Mehrzahl der Seinen wurde niedergehauen und ihn selbst machte man zum Gefangenen. Anfangs behandelte man ihn hart, später aber wurde er mit Zutrauen und Achtung beehrt. Ein Scheik nahm ihn mit auf die Jagd, und diese Gelegenheit benutzte er, um auf ein schnelles Pferd zu steigen und zu seinem alten Herrn zu entfliehen. Mit genauer Noth entkam er den Kugeln der ihm nachsetzenden Feinde, und erreichte nach zweitägiger Flucht das Lager des Bei wieder. Bald darauf schlossen die Gegner Frieden, ja sie verbündeten sich sogar zu einem Angriff auf den Bei von Tunis. Auf einer Recognoscirung begriffen, wurde Hart hierbei abermals gefangen. Er wußte indes abermals sich Zutrauen zu verschaffen, indem er sich für einen Flüchtling aus dem Lager des Bei von Konstantine ausgab, ja man vertraute ihm sogar hundert Mann an, damit er sie gegen seinen alten Herrn führe. Allein er täuschte diese Truppen und ging abermals zu dem Bei von Konstantine zurück, der sich nicht wenig über seine Treue freute. Hart Dlusß rieth ihm, den Feind unverzüglich anzugreifen, indem er während seines Aufenthalts im feindlichen Lager die starken wie die schwachen Seiten der tunesischen Armee erforscht hatte. Er führte nun die vierzigtausend Mann des Bei gegen den Feind, erfocht einen vollständigen Sieg und rettete überdies im Gedränge der Schlacht seinem Herrn das Leben. Acht Jahre nach seiner Ankunft in Afrika machte er mit dem letztern im Gefolge einer Karavane von sechstausend Menschen eine Wallfahrt nach Mekka, eine Reise, welche dreizehn Monate dauerte.

Später wurde er mit einer Sendung an den Sultan von Maroffo betraut, die er zur Zufriedenheit seines Herrn ausführte. Endlich, nachdem er im Ganzen zwölf Jahre bei dem Bei Assin gedient, bat er um seinen Abschied und erhielt ihn. Mit Geld und Gut reichlich versehen, begab er sich nach Algier, schiffte sich hier nach Marseille ein, und reiste von da zu Lande über Paris und Hamburg wieder seiner Heimathinsel zu. In Hamburg traf er seinen Vater Dlus Jansen, der ihm auf die Nachricht von seiner Befreiung bis dahin entgegengereist war. Im Frühjahr 1736 kam er glücklich wieder auf Amrum an, wo er sich 1737 verheirathete und am 13. October 1734 seine Tage beschloß.

So erzählt Hart Dlus selbst in seiner Lebensbeschreibung, und man vergleiche damit die Geschichte, wie sie von dem dänischen Touristen Tolderlund (Dr. H. „Ein Sommer in Schleswig“) ins Empfindsame überfetzt klingt. Nachdem derselbe die Gefangennehmung und Wegschleppung des Hart Dlus in die Sklaverei erzählt hat, fährt er fort:

Von dem Augenblicke an, wo sein Vater dies erfuhr, hatte er keinen andern Gedanken, als so viel zusammenzubringen, daß er damit den Sohn loskaufen könne. Der alte Fischer schnitzelte in Holz, flocht Laue aus Sandgras, aß sich kaum satt, und jeden mühsam ersparten Schilling verscharrte er am Fuße dieses Dünenhügels. Endlich hatte er so viel zusammengespart, daß er durch die Regierung die Loskaufung des Sohnes betreiben konnte. Er empfing die Nachricht, daß Dlus frei sei und bald in die Heimath zurückkehren würde. Einige Zeit darauf ankerte ein Schiff an der Insel, und der losgekaufte Gefangene wurde ans Land gesetzt. Die ganze Bevölkerung eilte an die Küste, um ihn zu sehen. Der alte Vater war außer sich vor Freude. Das Boot legte an, der Befreite stieg ans Land — es war nicht sein Dlus. Ein anderer desselben Namens, gleichfalls ein Amramer, der einzige Dlus im Bagno, war gegen seine sauer erworbenen Schillinge freigegeben worden — von seinem Dlus erfuhr man nichts. Der Alte war vernichtet. An derselben Stelle, wo er oft geseffen und über seinen Schatz gebrütet, erblickte man ihn von jetzt an über seinen Kummer brüten. Unterdessen lebte der Sohn umgeben von orientalischem Luxus. Klug und listig von Natur, hatte er Gnade vor den Augen des Beis zu finden gewußt, und der Sklave war zum General avancirt. Doch diese Herrlichkeit vermochte nicht, ihn zu fesseln. Eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der fernern Heimath, nach den nackten Sanddünen Amrams beschlich ihn, er flüchtete, und einige Jahre nach der Ankunft des unrechten Dlus ankerte wieder ein Schiff an der Küste und setzte einen Passagier ans Land. Der alte Fischer saß, wie immer, auf der Düne und starckte den Kommanden gleichgiltig an — hatte er doch niemand mehr zu erwarten. Da erkennt er plötzlich die lieben Züge, und er, der männlich gegen den Kummer

angekämpft, unterlag seiner überströmenden Freude und sank leblos im Sande um, mit dem Ausruf: Dlus!

Seit jener Zeit heißt der Hügel die Dlusdüne.

Wenn man der Sage glauben darf, wurde der afrikanische General später Strandvogt auf Amram, und alte Leute wollen noch das Grab auf dem Friedhofe zu Neble gesehen haben, wo Dlus und sein Vater, im Leben getrennt, im Tode vereint ruhen. —

Wie manche kopenhagener Dame mag sich hierbei ohne Ursache gerührt zu sein in der Lage gesehen haben!

Ein ähnliches Schicksal wie Hark Dlus hatte später Tam Tammen von Sylt. Auch er wurde nach Algier in die Sklaverei geführt; gerieth unter einen Maurenstamm in der Wüste Sahara, trat (was jener nicht gethan) zum Islam über, zeichnete sich im Kriege durch Klugheit und Tapferkeit aus, wurde Anführer des Stammes und zuletzt sogar Statthalter einer großen Provinz von Marokko. Als solchen traf ihn einst ein Landsmann in Alexandrien. Auch Jans Bathen von Sylt wurde als Sklave nach Afrika verkauft und gelangte dort später zu Ehre und Reichthum. Einst saß ein junger Frieser betrübt auf dem Markte von Algier, um verkauft zu werden. Da klopf ihm ein großer bärtiger Türke auf die Schulter und redet ihn in friesischer Sprache an. Es war Jans Bathen, der den erstaunten Matrosen sogleich freimachte.

## Denkwürdigkeiten zur Geschichte der neuern deutschen Literatur.

Jean Paul Friedrich Richter. Ein biographischer Commentar zu dessen Werken von H. D. Spazier. Fünf Bände. Leipzig, D. Wigand. 1833. —

Man muß bei diesem Werk einige starke Wunderlichkeiten übersehen, z. B. den Charakter, den sich der Verfasser auf dem Titel gibt, die Zueignung an Börne, die unaufhörliche sehr feindselige Polemik gegen Goethe und Schiller und Aehnliches; aber der Kern des Buchs ist gut, und nicht bloß zum Verständniß Jean Pauls, sondern zur Einsicht in den Charakter der deutschen Literatur überhaupt, wie er sich in den Jahren 1794—1803 entwickelte, ist es ein ganz unentbehrliches Hilfsmittel. Trotz aller Pietät des Herausgebers gegen seinen Onkel wird doch die falsche Methode in dem Schaffen dieses Dichters mit einer Gewissenhaftigkeit und Schärfe analysirt, die man mitunter geistreich nennen kann. Wer Jean Pauls Werke gründlich studirt, wird sich von dieser Methode einen ungefähren Begriff bilden können, denn der Dichter macht aus derselben kein Hehl. Wie er selbst Liebes- und Freund-Grenzboten. III. 1856.